



NEUDRUCK

Ausschuss für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz, Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume

23. Sitzung (öffentlich)

18. September 2023

Düsseldorf – Haus des Landtags

10:07 Uhr bis 11:32 Uhr

Vorsitz: Dr. Patricia Peill (CDU)

Protokoll: Sitzungsdokumentarischer Dienst

Verhandlungspunkt:

Unser Saatgut ist unser Kulturgut – Maßnahmen zum Schutz alter und seltener Kultursorten in NRW jetzt ergreifen!

3

Antrag
der Fraktion der AfD
Drucksache 18/3643

– Anhörung von Sachverständigen (*s. Anlage*)

* * *

Ausschuss für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz,
Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume
23. Sitzung (öffentlich)

18.09.2023

Unser Saatgut ist unser Kulturgut – Maßnahmen zum Schutz alter und seltener Kultursorten in NRW jetzt ergreifen!

Antrag
der Fraktion der AfD
Drucksache 18/3643

– Anhörung von Sachverständigen (s. *Anlage*)

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Sehr geehrte Damen und Herren! Ich begrüße Sie alle sehr herzlich zur 23. Sitzung des Ausschusses für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz, Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume.

Jetzt findet die erste von zwei Anhörungen von Sachverständigen am heutigen Tag statt. Insbesondere begrüße ich alle Sachverständigen, sowohl diejenigen, die hier erschienen sind, als auch diejenigen, die zugeschaltet sind.

Die Anhörung wird live im Internet gestreamt.

Die Tagesordnung zu unserer Sitzung wurde unter der Dokumentennummer E 18/468 veröffentlicht.

Es gibt keine Wortmeldungen zur Tagesordnung. – Dann können wir so verfahren.

Im Namen der Ausschussmitglieder danke ich den teilnehmenden Sachverständigen für ihre Bereitschaft, zur Klärung von Fragen im Zusammenhang mit dem Antrag, der dieser Anhörung zugrunde liegt, beizutragen, sowie für die vorab übersandte Stellungnahme des Saatbauverbands West. Wenn Sie im Nachgang noch Stellungnahmen schicken wollen, können Sie das natürlich tun.

Im Hinblick auf den begrenzten Zeitrahmen werden wir wie immer in diesem Ausschuss ohne Eingangsstatements arbeiten und unmittelbar mit der Fragerunde beginnen. Entsprechend unserer Tradition werden die Fraktionen gebeten, pro Fragerunde jeweils nur eine Frage an einen Sachverständigen zu stellen; dieser hat unmittelbar danach die Möglichkeit, drei Minuten lang zu antworten. Wir haben hier vorn eine Eruhr; wenn diese abgelaufen ist, werde ich Sie darauf hinweisen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Zeitbegrenzung von drei Minuten ernst nähmen. Dieser Ausschuss hat die wirklich gute Tradition, fair miteinander umzugehen, und wir wollen eher viele Fragerunden ermöglichen.

Wenn es keine Rückfragen gibt, können wir die erste Fragerunde eröffnen. Herr Schalley, bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Auch unsererseits vielen Dank für die Expertise, die uns hier zur Verfügung gestellt wird. – Herr Professor Backes, an Sie richtet sich meine erste Frage. Vielleicht können Sie zu Beginn einmal ausführen, wie es um den Erhaltungszustand alter Kultursorten bei Obst, Gemüse und Getreide steht und welchen Wert der langfristige Erhalt alter Kultursorten eigentlich hätte.

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): Zunächst einmal zum Zustand: Es gibt natürlich Anstrengungen zum Erhalt, weil erkannt wurde, dass das wichtig ist. Dass es immer noch besser werden könnte, ist klar.

Warum ist das wichtig? Dafür gibt es mehrere Gründe: Zum einen sind die traditionellen Kulturarten eine wichtige genetische Ressource für die Züchtung. Sie stellen in vielerlei Hinsicht eine Alternative dar, gerade wenn es um Züchtungen in kleineren Kulturen geht; dann hat man als Rückfalloption immer noch die traditionellen Kulturarten.

Daneben sind manche Gerichte auf bestimmte qualitative Eigenschaften dieser Kulturarten angewiesen. Sie sind in einer bestimmten Kulturlandschaft entwickelt worden und damit deren Bestandteil.

Aus meiner Sicht ist es immer auch relevant und sinnvoll, Züchtungen in diesen Bereichen zu haben. Manchmal gibt es gerade bei Obst und Gemüse Komponenten, die zwar nicht durch die moderne Züchtung, aber durch die traditionellen Kultursorten abgedeckt werden.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Vielen Dank, Professor Backes. – Ich schlage vor, dass wir, was die Reihenfolge der Fragestellungen angeht, im Kreis herumgehen. Ist das allen recht? – Ich sehe ein Nicken. Dann für die FDP-Fraktion Herr Brockes, bitte.

Dietmar Brockes (FDP): Vielen Dank, meine Herren, dass Sie uns heute zur Verfügung stehen. Ich möchte meine erste Frage an Herrn Dr. Gömann richten. Könnten Sie uns bitten sagen, was die Landwirtschaftskammer alles im Bereich Saatgut durchführt und unternimmt?

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Die Landwirtschaftskammer hat in den Bereichen „pflanzengenetische Ressourcen“ und „Agrobiodiversität“ vor ungefähr 20 Jahren eine Landesinitiative gestartet und beschäftigt sich seitdem damit, ältere Sorten, auch solche, die es auf dem Markt nicht mehr gibt, in der Kultur zu erhalten.

Wir haben in diesem Zusammenhang einige Sorten aus Gatersleben noch einmal daraufhin angeschaut, ob wir sie in das Programm aufnehmen können. Wir haben eine Vermehrung durchgeführt, um überhaupt eine aussaatfähige Stärke zu bekommen.

Wir zeigen den Landwirten im Rahmen von Parzellen- und Demoversuchen, was ausgesät werden kann. In Landessortenversuchen werden ihnen neben modernen auch alte Sorten gezeigt, damit sie sich ein Bild davon machen können, was möglich ist.

Darüber hinaus haben wir in den 20 Jahren, in denen wir das schon machen, immer versucht, Absatzwege zu finden, beispielsweise im Brauereiwesen oder in der Whiskyherstellung, und Netzwerke gebildet. Dazu muss ich aber sagen: Über ein Nischenstadium ist das Ganze nicht hinausgekommen, weil das Interesse der größeren Vermarkter an größeren Chargen dann doch relativ überschaubar ist.

Wir haben einige Landwirte gewinnen können, die – auch in nennenswertem Umfang – in ihrem Betrieb solche Dinge einsetzen und vermarkten. Aber es sind eben nur wenige Betriebe, die das tun.

Das liegt unter anderem daran, dass es nicht ganz einfach ist, die alten Kulturen anzubauen. Sie haben einen höheren Krankheitsdruck. Die Erträge sind nicht immer ganz sicher. Das sind ein paar Schwierigkeiten, mit denen die Landwirte zu kämpfen haben. Man muss natürlich jemanden finden, der das Ganze dann auch vermarktet. Man braucht einen Mälzer, einen Brauer usw.; das ist nicht ganz trivial.

Markus Höner (CDU): Auch ich darf mich für unsere Fraktion bedanken, dass wir dieses Thema einmal in dieser Art und Weise besprechen können. Meine erste Frage geht an Herrn Pfülb. Mich würde interessieren, ob Sie einmal kurz darstellen könnten, was Sie in diesem Bereich zurzeit schon machen, das heißt, inwieweit Sie sich schon um die alten Sorten kümmern. In der Plenardebatte zu diesem Thema haben wir nach unserer Meinung festgestellt, dass wir insoweit schon sehr gut unterwegs sind. Deswegen an Sie die Nachfrage: Was machen Sie heute schon in diesem Bereich?

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Die Bundesrepublik Deutschland hat sich – das hat Mitte der Neunzigerjahre angefangen – auf großen Konferenzen zu pflanzen genetischen Ressourcen verpflichtet, dass keine Pflanzenart beziehungsweise keine Sorte von diesem Planeten mehr verschwinden soll. Seitdem kümmert sich die Bundesrepublik darum, und zwar – wir haben ein föderales System – gemeinsam mit Landeseinrichtungen und vielen privaten Initiativen. Das hat sich mittlerweile sehr gut entwickelt.

Traditionell hatte Deutschland schon immer eine große Genbank für Kulturpflanzen; das ist heute das IPK in Gatersleben. Vom eingelagerten Material her ist es, glaube ich, derzeit die größte Genbank der Welt mit ungefähr 150.000 verschiedenen Pflanzenarten. Genauer formuliert: Arten sind es mehrere Tausend; das Saatgut von rund 150.000 Kulturpflanzen wird dort aufbewahrt. Das ist sozusagen die alte – und erste – Institution, die sich darum kümmert, dass diesen Planeten nichts verlässt.

Ab Mitte der Neunzigerjahre bis zum Anfang der 2000er-Jahre gab es Initiativen, die sich nicht nur auf Kulturpflanzen, sondern auch auf andere Pflanzenarten bezogen, zum Beispiel Reben.

Das Bundessortenamt hat seit ungefähr zwölf Jahren die Aufgabe, eine deutsche Genbank für Zierpflanzen und Ziergehölze zu entwickeln; es geht um vegetative und generative Vermehrung. Das Bundessortenamt ist insoweit die koordinierende Stelle der Genbank. Das IPK konzentriert sich auf alles, was man isst oder verfüttert.

Es gibt spezielle Genbanken für Reben; daran ist auch das Bundessortenamt beteiligt.

Ich könnte eine Fülle weiterer Initiativen nennen. Die Deutsche Genbank Obst ist vor ungefähr 15 Jahren ins Leben gerufen worden. In diesem Rahmen kümmern sich eine Vielzahl von verschiedenen Trägern, von der staatlichen Stelle bis hin zu privaten Initiativen, darum, dass alte Obstsorten und -arten nicht verschwinden.

Nur ein Beispiel: Wir haben eine Gesamtliste Obst, die beim Bundessortenamt abgerufen werden kann. Im Moment sind 13.900 Obstsorten von ungefähr 30 Arten als in der gesamten EU bzw. in Deutschland vertriebsfähig eingestuft. Das heißt, diese Sorten werden erhalten und sind verfügbar.

Darüber hinaus gibt es in der Deutsche Genbank Obst und der Deutschen Genbank Reben eine Vielzahl von Sorten, die nicht mehr vertriebsfähig sind, weil sie nur noch als pflanzengenetische Ressource dienen, aber keine größere wirtschaftliche Bedeutung mehr haben. Die entsprechenden Angaben können bei der Deutschen Genbank Obst aufgerufen werden. Man kann sich seinen Heuchelheimer Schneeapfel suchen und kann schauen, welche Baumschule ihn noch vermehrt. Die Aktivitäten sind also in den vergangenen 28 Jahren stark gestiegen.

Dr. Gregor Kaiser (GRÜNE): Einen schönen guten Morgen in die Runde! Herzlichen Dank auch von unserer Seite! Ich habe zunächst eine Frage an Herrn Bannier. Wir haben schon gehört, wie viel bereits das Bundessortenamt, die Landwirtschaftskammer bzw. der Bund, also offizielle Stellen, machen. Wozu bedarf es dann noch sozusagen einer zivilgesellschaftlichen Initiative? Was machen Sie als Dachverband und Ihre Mitgliedsorganisationen ganz konkret?

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Unser Verein ist ein Zusammenschluss von Initiativen, die sich regional und auch bundesweit mehr oder weniger mit der Erhaltung von Saatgut und auch von Obstsorten befassen. Neben kleinen sind auch bundesweite Initiativen dabei, etwa der Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt, der versucht, seltene Nutzpflanzen zu erhalten. In diesem Bereich läuft viel über Privatleute.

Im Obstbereich ist es der Pomologen-Verein, in dem auch ich aktiv bin. Beim Obst haben wir neben der Deutschen Genbank Obst noch ein privates Netzwerk. In Deutschland sind viele Privatleute in diesem Bereich aktiv. Wir haben gegenwärtig 70 Personen, die größere Sammlungen erhalten. Wir prüfen alle nach und nach auf Sortenechtheit.

Das Problem besteht darin, dass das private Engagement irgendwann endet, insbesondere dann, wenn die Leute älter werden. Was passiert dann mit den Sammlungen und all diesen Dingen?

Im Moment läuft sehr viel auf ehrenamtlicher Basis; oft gibt es keine Finanzierung. Insoweit haben es andere Länder etwas besser. In der Schweiz werden Betriebe, Baumschulen oder Privatleute, die größere Sammlungen erhalten, vom Bund in Bern gefördert, während das in Deutschland nicht der Fall ist. Hier steht sicherlich vieles auf der Kippe. Das ist halt mit privatem Engagement so. Durch die Ehrenamtlichkeit ist das Ganze auch immer etwas fragil.

In der Sache selbst sehen wir die Bedeutung der alten Sorten doch noch als ein bisschen grundlegender an. Sie beschränkt sich nicht darauf, dass hin und wieder etwas für die Züchtung verwendet werden kann und ansonsten nur konserviert wird. Die

Bedeutung der alten Sorten geht teilweise erheblich darüber hinaus. Ich verdeutliche das am Beispiel des Obstes; damit kenne ich mich am besten aus.

Beim Obst haben wir es dankenswerterweise mit dem Umstand zu tun, dass wir 800 Jahre zurückschauen können. Obstbäume können sehr alt werden; wir haben noch einige 200 Jahre alte Apfelbäume. Bei Obstsorten können wir sehr weit zurückschauen; wir kennen noch Sorten, die im 13. Jahrhundert entstanden sind. Das alles, über die Jahrhunderte hinweg, haben wir noch vorliegen.

Das, was in vielen privaten Sammlungen vorhanden ist, wird meistens nicht gespritzt oder sonst wie behandelt. Wir haben im Laufe der Zeit immer deutlicher festgestellt, dass es einen riesigen Unterschied gibt zwischen der Gesundheit dieser uralten Sorten, die zu Zeiten gewachsen sind, als es noch keine Spritzmittel bzw. keine chemischen Pflanzenschutzmittel gab, und neueren Sorten. Kupfer und Schwefel sind ja erst um 1880 als Pflanzenschutzmittel in die Welt gekommen; vorher hatte man keine Möglichkeit, gegen die Krankheiten vorzugehen.

Wir finden unter den alten Sorten also extrem gesunde Sorten. Wenn wir uns anschauen, wie der Obstbau heute dasteht, dann müssen wir sagen: Die heutigen Sorten stehen alle in der Intensivstation. Wenn man die heutigen Sorten so frei irgendwo anbaut, dann fällt man damit auf die Nase. Das geht gar nicht. Die Obstbauern klagen alle: Es geht nicht. – Wenn wir jetzt Wege suchen, dann haben die alten Sorten dabei noch eine große Bedeutung, auch züchterisch natürlich.

René Schneider (SPD): Auch von unserer Seite herzlichen Dank, dass Sie heute hier sind und uns Rede und Antwort stehen. Wir von der SPD-Fraktion denken, dass die Diskussion über alte Kultursorten sicherlich richtig und wichtig ist. Nachdem ich aber die ersten Stellungnahmen gehört habe, komme ich zu dem Ergebnis, dass die alten Sorten zumindest erst einmal gesichert und archiviert sind. Über ehrenamtliche Initiativen scheint es möglich zu sein, sie auch erlebbar zu machen.

Wichtiger erscheint uns deswegen – die entsprechende Frage stelle ich an Herrn Dr. Gömann –, den Spot auf die Verbreitung und Förderung samenfester Sorten im Agrarbereich zu richten. Ich sage es einmal extra böse: Ich würde gern im Profibereich über samenfeste Sorten sprechen, gerade im Vergleich – oder: im Konflikt – mit Hybrid-sorten. Herr Dr. Gömann, können Sie uns die Vorteile von solchen samenfesten Sorten benennen? Wie hoch ist ihr Marktanteil und wie lässt sich dieser ausbauen? Damit gelänge auch ein Stück weit Unabhängigkeit von den großen Playern, die hybride Sorten gern im Verbund mit den entsprechenden Pflanzenschutzmitteln vertreiben.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Hier in Nordrhein-Westfalen haben wir in den vergangenen Jahren einen deutlichen Umschwung beim Anbau der Kulturen erlebt. Das hat verschiedene Gründe. So ist der Ausbau des Maisanteils nicht nur durch das Entstehen von Biogasanlagen bedingt, sondern der Maisanbau ist auch wettbewerbsfähig geworden. Die Kulturen bringen, bezogen auf die Fläche, einen recht hohen Biomassenertrag. In Nordrhein-Westfalen haben wir mittlerweile eine Anbaufläche von 300.000 Hektar.

Bei anderen Kulturen, beispielsweise Getreide, sind Hybride auch im Vormarsch; dort sind wir aber noch nicht so führend wie beim Mais.

Die Verwertung und das, was die Züchter versprechen, was Hybride besser leisten können als stabile Kulturen, schauen wir uns in Landessortenversuchen sehr genau an. Hier und da findet man tatsächlich einen Vorteil von hybriden Sorten; aber in der Tat steht die normale Züchtung, das heißt das normale Saatgut, dem nicht nach.

Dennoch ergibt sich ein starker Wandel hin zu Hybriden. Dahinter stehen natürlich marktwirtschaftliche Interessen, auch seitens der Züchter. In diesem Bereich wird sehr viel geforscht, um die Züchtung und den Absatz an die Landwirte sicherzustellen.

Eine persönliche Anmerkung: Ich beobachte das durchaus mit gemischten Gefühlen. Aber das ist der Zug der Zeit.

Zurück zu der Bedeutung alter Kulturpflanzen als pflanzengenetische Ressourcen: Ich halte es für sehr wichtig, diese zu erhalten, auch um immer den Spiegel vorhalten zu können: Das leisten alte Sorten, das leisten momentan die modernen Sorten. – Damit kann man diese Gemengelage stets darstellen und das Thema hochhalten.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Vielen Dank. – Damit schließe ich die erste Runde und eröffne die zweite. Herr Schalley, bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Ich habe noch eine Frage an Herrn Professor Backes. Sie haben das Projekt Liveseed mit betreut. Können Sie uns kurz schildern, was die Zielsetzung war und welche Handlungsempfehlungen Sie aufgrund Ihrer Erkenntnisse daraus der Politik mitgeben würden?

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): „Betreut“ ist in diesem Zusammenhang ein etwas zu großes Wort. Das war ein sehr großes EU-Projekt, zu dem ich einen kleinen Teil beitragen konnte.

In diesem Projekt ging es sehr stark in Richtung ökologische Forschung bzw. ökologische Züchtung. Die Empfehlungen bezogen sich unter anderem auf die Sortenankennung. Es wurde deutlich, dass im Rahmen der Synchronisierung innerhalb der EU noch sehr viel zu tun ist. Verschiedene Möglichkeiten sind dargestellt worden.

Das Projekt bezog sich weniger auf die alten Sorten, die im vorliegenden Antrag eine Rolle spielen. Es ist schon gesagt worden, dass alte Sorten auch die Rolle einer genetischen Ressource spielen; denn diese Sorten haben viele wünschenswerte Eigenschaften, auch bezogen auf die Resistenz. „Alte Sorten“ möchte ich allerdings in Anführungszeichen setzen, weil zunächst zu definieren wäre, was „alt“ in diesem Zusammenhang bedeutet.

Wie ich es vorhin schon gesagt habe: Wenn eine Züchtung nicht die entsprechende Kultursorte liefern kann, weil es sich zum Beispiel um eine kleine Kultursorte handelt, die von der Züchtung wenig bis gar nicht behandelt wird, dann ist die traditionelle Sorte

bzw. deren Verbesserung, die in der Erhaltungszüchtung durchgeführt wird, eine alternative Lösung.

Dietmar Brockes (FDP): Ich möchte meine zweite Frage an Dr. Gömann richten. Wie unterstützt die Landwirtschaftskammer die Landwirtinnen und Landwirte bei der Auswahl des Saatguts und welche Fördermöglichkeiten gibt es dabei?

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Meinen Sie die pflanzengenetischen Ressourcen oder die ganz normalen?

Dietmar Brockes (FDP): Beides.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Bei den ganz normalen Sorten – ich möchte sie jetzt als moderne Sorten bezeichnen – machen wir sehr viel. Wir haben – als Aufgabe in der Selbstverwaltung – die Landessortenversuche durchzuführen; das geschieht an zehn Standorten in ganz Nordrhein-Westfalen. Dort suchen wir zusammen mit anderen Bundesländern Sortimente aus, die, vom Bundessortenamt kommend, eine gewisse Prüfung durchlaufen haben und die wir für am vielversprechendsten halten. Es ist eine Gemengelage zwischen den Züchtern und dem, was wir ins Portfolio aufnehmen. Wir suchen also in der Selbstverwaltung Sorten aus und bauen diese an. Dann führen wir Landessortenversuche als Vergleiche durch; dabei werden unterschiedliche Qualitätsparameter und Eigenschaften geprüft.

Die Ergebnisse werden in den Wochenblättern und Fachzeitschriften veröffentlicht. Da das doch recht umfangreiches Datenmaterial ist, haben wir vor fünf, sechs Jahren eine Sorten.de-Seite eingerichtet. Diese ermöglicht es, für den jeweiligen Standort nach entsprechenden Parametern, zum Beispiel dem Boden, zu filtern, um festzustellen, welche Sorten, zum Beispiel Weizen, am besten geeignet sind. Für Lössböden sind andere Sorten geeignet als für andere Böden. Nach der Filterung erscheinen in der Regel zwei, drei Treffer. Wenn man dann noch Zweifel hat, kann man die Beratung durch die Landwirtschaftskammer in Anspruch nehmen. Das ist das, was wir in diesem Konzert machen.

Noch einmal zu den pflanzengenetischen Ressourcen: Wir haben Sorten aus Gatersleben ausgesucht und diese vermehrt. Wir zeigen diese Sorten zwar an den Standorten; aber sie sind nicht Bestandteil von Landessortenversuchen, weil die Erträge, die wir dort erzielen, im Vergleich zu den modernen Sorten nicht so wettbewerbsfähig sind, dass sich Landwirte für den Anbau interessieren würden. Das passiert erst, wenn man eine Vermarktungsstrategie für ein Produkt hat, von dem man sich etwas verspricht, zum Beispiel Bier zu brauen. Wir nehmen also nicht den direkten Vergleich vor. Es ist immer ganz klassisch eine Anbausorte, für die man sich dann entscheidet und mit der man etwas machen möchte. Dabei steht der Wettbewerb der Sorten untereinander nicht so sehr im Vordergrund.

Landessortenversuche sind jedenfalls ein etabliertes Verfahren. Es läuft bundesweit nach einheitlichen Standards, die vorgegeben werden, ab, zudem in enger Absprache im „Norddeutschen Bund“ – so will ich ihn einmal bezeichnen –, wo wir ähnliche Anbaubedingungen haben.

Das ist das, was wir den Landwirtinnen und Landwirten anbieten.

Markus Höner (CDU): Auch meine zweite Frage geht an Herrn Pfülb. Wir haben von Herrn Banner schon gehört, dass in diesem Segment auch Private sehr stark unterwegs sind. Mich interessiert, inwieweit es zwischen dem Bundessortenamt und den privaten Spielern in diesem Bereich eine Zusammenarbeit oder Vernetzung gibt.

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Wie vorhin schon kurz erwähnt, sind eigentlich alle Genbankaufgaben eng mit privaten Initiativen verknüpft. Es geht beim IPK Gatersleben los. Das IPK würde grundsätzlich an jedermann eine Saatgutprobe einer alten Sorte abgeben, dafür aber verlangen, dass diese angebaut und vermehrt und dass Samen wieder zurückgegeben wird. Dabei sind durchaus anspruchsvolle Kriterien zu erfüllen, das heißt, das muss man ordentlich machen; sonst ist das Saatgut nicht für die Einlagerung geeignet.

Bei der Deutschen Genbank Obst – Herr Banner ist beteiligt – ist es so, dass wir einen Fachbeirat haben; dort sind sowohl öffentliche Stellen als auch gute private Fachleute, zum Beispiel Pomologen, dabei. Es wird gemeinsam beraten, was in der Genbank geschehen soll. Es wurde vorhin schon gesagt: Viele Fachleute beschäftigen sich mit der Sortenechtheit. Zwar gibt es Tausende Meldungen; aber bei den Überprüfungen stellt man fest, dass die Sortenechtheit höchstens für die Hälfte gegeben ist.

Es gibt enge fachliche Vernetzungen; das wird häufig unterschätzt. Die Expertise bei den sogenannten Privatleuten, auch bei Gartenbau- und Landwirtschaftsbetrieben, ist immens und muss unbedingt genutzt werden. Als staatliche Stelle allein hätte man keine Chance – so viel Geld hätten wir gar nicht zur Verfügung –, diese ganzen Aktivitäten durchzuführen.

Herr Banner hat schon das Problem mit dem Älterwerden und der damit möglicherweise einhergehenden Aufgabe des Betriebs und der züchterischen Aktivität angesprochen. Die staatlichen Stellen versuchen, diese Situation durch unterstützende Tätigkeit wenigstens zum Teil zu verbessern.

Ich kann auch auf das Bundessortenamt selbst Bezug nehmen, wo wir die Genbank Zierpflanzen haben. Das steht und fällt mit Hunderten Privatleuten, die enormes Wissen und große Sammlungen haben und sich daran beteiligen. Wir fördern, sozusagen als staatliche Unterstützung, damit die Koordinierungsarbeiten und der Informationsaustausch bestmöglich gelingen. Das gilt für alle Genbanken; das ist grundsätzlich so.

Dr. Gregor Kaiser (GRÜNE): Meine zweite Frage würde ich gern an Herrn Banner richten. Anschließend an das, was gerade von Herrn Pfülb ausgeführt wurde, stelle ich fest, dass für das Sammeln von Wissen in diesem Bereich sowohl die öffentlichen

Einrichtungen als auch und insbesondere die privaten Erhalter von Saatgut – ich füge hinzu: auch von tiergenetischen Ressourcen – große Bedeutung haben. Gibt es eine Initiative, dieses Wissen zu dokumentieren? Im internationalen Bereich spricht man häufig von traditionellem, indigenem oder bäuerlichem Wissen, das erhalten werden soll. Gibt es also Möglichkeiten, das Wissen, das Menschen über 30, 40, 50, 60 Jahre angehäuft haben, zu erhalten und auch kommenden Generationen zur Verfügung zu stellen? Das hängt zwar auch mit der praktischen Arbeit auf dem Feld zusammen, ist aber doch ein bisschen abgekoppelt von dieser.

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Danke für das Stichwort. Ich hatte es vorhin vergessen: Die privaten Initiativen sind insbesondere im Bereich Bildung aktiv. Sie versuchen, Leute für diese Themen zu begeistern, und bieten zum Beispiel Saatgut-Workshops an oder widmen sich der Frage, wie Tomaten nachgezogen werden. Einige Initiativen haben eigene Gruppen für bestimmte Pflanzenarten gebildet.

Im Obstbereich hatten wir etwas Ähnliches. So gab es in ganz Deutschland Apfeltage, um Sorten zu identifizieren. Dazu erschienen Scharen von Leuten. Auf einigen Veranstaltungen waren über tausend Leute, die ihre Äpfel dabei hatten, um sie bestimmen zu lassen. Das war im Grunde das Bindeglied. Wir haben also versucht, die Leute für diese Themen zu begeistern. Wenn das Wissen verloren geht, gehen auch die Sachen selbst verloren; das ist ein ganz großer Punkt. Das Wissen, das im Rahmen dieser Vereine und Initiativen angehäuft wurde, haben die meisten nicht an der Universität gelernt. Es ist vielmehr über Jahre gesammeltes Landwissen, gerade in Bezug auf Obst. Viele haben dieses Wissen von ihren Eltern oder Großeltern erworben. Manches, aber längst nicht alles ist auch in Buchform veröffentlicht worden, weil meistens die Zeit nicht reicht, alles zu erfassen; aber das wird eigentlich angestrebt.

In der Tat gibt es auch Verbindungen zur Deutschen Genbank Obst. Dort haben wir letztlich auch die Sortenprüfung durchgeführt; denn dieses Wissen ist ja weitgehend verloren gewesen. Privatleute haben es besser konserviert, als es in öffentlichen Stellen der Fall war. Wir sind froh, dass die Kooperation so weit gediehen ist.

Ich nenne als weiteres Beispiel den Reiser austausch beim Obst. Wir haben an die Deutsche Genbank Obst Reiser von Privatleuten gegeben, und umgekehrt bekommen Privatleute Reiser aus der Deutschen Genbank Obst. Auch die Sortenechtheitsfrage ist in Zusammenarbeit mit der DGO geklärt worden.

Die Bildungsaufgabe ist für diese Initiativen also ein sehr großer Bereich. Leute dafür zu begeistern – das ist heute nicht so ganz einfach. Man müsste auch Kinder verstärkt einbeziehen; das wird noch viel zu selten gemacht.

In der Ausbildung wird dieses Wissen kaum gelehrt. Das ist an den Universitäten allgemein zu beobachten. Heute geht alles in Richtung Molekulargenetik. Die Botanik, die Pflanzenkunde, die Vielfalt der Pflanzen zu begreifen bzw. überhaupt noch zu kennen – das geht verloren. Diese Entwicklung ist bedenklich. Man kann nur das lieben, was man kennt, was man schätzen gelernt hat, was man gegessen oder gesehen hat.

Julia Kahle-Hausmann (SPD): Ich mache einen kleinen Schlenker: Alte Kultursorten und bedrohte Arten sind natürlich relevante Themen; auch in dieser Anhörung ist das schon deutlich geworden. Ich möchte allerdings das Augenmerk auf Kräuter und generell auf pharmakologisch wichtige Pflanzen und das entsprechende Saatgut richten. In den letzten Jahrzehnten ist insoweit vieles verloren gegangen. Zahlreiche Sorten stehen auf der Roten Liste; der Artenschutz ist zu beachten. Es gibt großes Potenzial, solche Pflanzen in die Fläche zu bringen, indem man beispielsweise Privatgärten, Kleingartenanlagen und die Möglichkeiten von Urban Gardening nutzt. Die Projekte im Rahmen von „Essbare Stadt“ sind für Kultursorten im Obstbereich sehr wichtig.

Gibt es Initiativen, das zum einen weiter in die Fläche zu bringen, und zum anderen, das langsam verschwindende Kräuterwissen zu sichern und an die nächste Generation weiterzugeben?

Ich weiß nicht, wer von Ihnen sich für die Beantwortung am besten eignet. Herr Pfülb oder Herr Bannier, machen Sie es unter sich aus.

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Ich kann etwas dazu sagen. Vorwegschicken möchte ich, dass das, was Herr Bannier gesagt hat, auf jeden Fall stimmt. Die Wissensvermittlung muss ganz früh, im Kindergarten, spätestens in der Schule anfangen, damit man Erfolg hat.

Zu Kräutern gibt es ein schönes Beispiel: Westdeutschland hatte bis zur Wiedervereinigung zwar eine starke pharmazeutische Industrie, aber keine starke inländische pharmazeutische Produktion. Mit der Wiedervereinigung haben wir die, so möchte ich sie bezeichnen, „Trockengebiete“ Sachsen-Anhalts und Thüringens dazugewonnen, die sich bestens für eine perfekte Abreife eignen. Diese Pflanzen weisen in einer Vielzahl von Arten einen hohen Gehalt an entsprechenden Inhaltsstoffen auf.

Wir sind auf diese Weise das Land geworden, das auf der ganzen Welt die höchste Erfahrung mit Anbau, Produktion und Verarbeitung dieser pharmazeutischen Pflanzen hat. Jeder kennt noch Kamillosan; ein Pendant gab es auch in der DDR. Das waren schon geschützte Sorten. Wir haben seit dieser Zeit zu über 70 Pflanzenarten die Expertise. In Thüringen und Sachsen-Anhalt gibt es eine Vielzahl von Betrieben, die für eine Vielzahl von Pflanzenarten die pharmazeutische Produktion beherrschen, aber auch die Züchtung und Weiterentwicklung. In Westdeutschland haben wir nach wie vor die pharmazeutische Industrie, die die Ware aufkauft und verwendet. Das ist eigentlich eine Erfolgsgeschichte.

Dazu kommt, dass Kräuter fast immer generativ auch eine sehr große Bienen- bzw. Insektenweide darstellen. Wenn jeder diese Pflanzen statt Steine in seinem Garten hätte, dann würde man über die ganze Saison hinweg allen Arten von Insekten eine wunderbare Nahrungsquelle geben.

Das Wissen an sich ist nicht verloren. Deutschland hat sich insoweit vergleichsweise sehr stark entwickelt. Das verdanken wir praktisch der Wiedervereinigung.

Ausschuss für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz,
Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume
23. Sitzung (öffentlich)

18.09.2023

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Herr Bannier, Sie hätten noch anderthalb Minuten Zeit, um zu ergänzen.

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Zu Kräutern bin ich nicht so sehr aussagefähig.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Zu Kräutern nicht? – Herr Pfülb, wenn Sie noch ergänzen möchten, dann hätten Sie noch Zeit. Bitte sehr.

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Ich kann ergänzen zu einem Bereich, den wir noch gar nicht besprochen haben; das sind die alten Gemüsesorten. Dieser Bereich hängt eng mit Arznei- und Gewürzpflanzen zusammen.

Zum Gemüse ist auch auf den EU-Katalog zu verweisen. Demnach gibt es allein mehrere Tausend Tomatensorten, die alle noch vertriebsfähig sind. Das heißt, es gibt jemanden, der diese Sorten erhält.

Im Anbau ist, wie es auch in dem Antrag geschildert wird, die Zahl der Sorten natürlich erheblich geringer. Das heißt aber nicht, dass sie weg sind; sie sind da.

Im Gemüsebereich unterstützen wir als Bundessortenamt seit Jahren bestimmte Initiativen, zum Beispiel zur Sichtung von alten Sorten. Es ist also das gleiche Thema wie beim Obst: die Sortenechtheit. Auch das Bundessortenamt folgt natürlich bestimmten Regeln. Wenn es eine freier blühende Sorte ist, ist die Homogenität etwas geringer. Es gibt feste Standards, die festlegen, ab wann man von einer Sorte sprechen kann, ob samenfest oder hybrid. Für samenfeste Sorten existiert ein altes Wissen, das angewendet wird. Da haben wir immer großen Erfolg gehabt, dass das eine Systematik und Methodik bekommen hat, wie man damit umgeht.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Damit eröffnen wir die dritte Runde. Herr Schalley, bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Meine nächste Frage richtet sich an Herrn Bannier. Sie sind ja für die Erhalter-Organisationen hier. Die Rote Liste gefährdeter Nutztierassen ist sicherlich recht bekannt. Gibt es ein Äquivalent im Bereich der Nutzpflanzen, und wie ist dort der Erhaltungszustand? Sterben mehr aus oder werden mehr neue entdeckt? Wie sind die Bestandsentwicklungen? Können Sie dazu einen Überblick geben?

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Ich habe mich bisher mit der Frage der Roten Liste nicht so intensiv befasst. Ich weiß, dass es im Ministerium bzw. beim IBV Bestrebungen gab, eine Rote Liste für Obstsorten zu erstellen. Damit hat man sich ganz schwergetan, weil man gleichzeitig immer vor der Frage stand: Wenn wir diese Sorten auf der Liste haben, sie aber auch vertreiben wollen, muss es genug Reiser zum Vermehren geben. Dann kommen wir mit den Hygienebestimmungen in Konflikt.

Man hatte am Ende auf dieser Roten Liste Sorten, die für uns eigentlich nicht auf diese Liste gehören. Darunter waren Sorten, die dann man noch in Verkehr bringen kann, die es noch in Reiser-Muttergärten gibt, aber ziemlich selten geworden sind. Diese waren auf der Liste. Wenn wir wirklich alles, was gefährdet ist, eintragen würden, wäre die Liste zehn oder zwanzig Mal länger.

So kennen wir Hunderte Obstsorten, von denen wir aber nicht mehr herausbekommen, wie sie heißen. Das heißt nicht, dass das schlechte Sorten seien; die können durchaus hochinteressant sein. Dies gilt gerade dann, wenn wir Uraltbäume entdecken. Ich kenne in Brandenburg Bäume, die 220 Jahre alt sind. Das sind Sorten aus dem 18. Jahrhundert. Wir wissen nicht mehr, was das ist. Solche Sorten gehören auf die Rote Liste. Diese stehen natürlich nicht dort. Wir hätten also eigentlich eine riesige Liste.

Wie gesagt, für mich ist das, was bisher in Bezug auf die Rote Liste gemacht wird, zumindest im Obstbereich ein bisschen unglücklich. Das hängt damit zusammen, dass man gleichzeitig sagt: Wenn wir diese Rote-Liste-Art jetzt fördern, damit sie wieder in Verkehr kommt, dann muss sie aber auch virusfrei vermarktungsfähig existieren können. Man dreht sich also ein bisschen im Kreis. Das hat auch mit den Hygienebestimmungen, nach denen man bestimmte Dinge vermarkten darf, zu tun, mit denen wir nicht ganz glücklich sind. Oft sind sie zu eng gefasst und stehen in Konflikt mit der Biodiversität.

Das gleiche Problem haben wir beim Saatgutrecht. Dort setzen wir uns genauso dafür ein, dass Kleinstherzeuger, die an der Grenze vom Privaten bzw. vom Hobby zum Gewerblichen stehen und die in begrenztem Rahmen mit Tomatensorten oder Ähnlichem handeln, nicht so streng an die Kandare genommen werden. Wenn sie einen riesigen bürokratischen Aufwand zu bewältigen haben, dann sagen sie: Das machen wir nicht mehr.

Sie erzielen so kleine Umsätze, dass es sich nicht lohnt, zu jeder Sorte eine genaue Dokumentation anzufertigen. Man muss nämlich einen Dokumentationskatalog ausfüllen, wenn man sich als „Producteur“ registrieren lässt.

Mit diesen Problemen kämpfen wir. Wir setzen uns dafür, dass die kleinen Produzenten, diejenigen, die wirklich seltene Sorten haben, aus dem Saatgutrecht eigentlich herausfallen, zumindest aus der ganzen offiziellen Registrierung.

Dietmar Brockes (FDP): Ich möchte meine Frage an Herrn Pfülb richten. Wie schätzen Sie das Potenzial von neuen Züchtungsmethoden ein?

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Die EU hat Anfang des Monats Juli zum Ersten einen Vorschlag zur Neuordnung der Saatgutordnung und der entsprechenden EU-Richtlinien gemacht. Zum Zweiten bezog sich ein Vorschlag auf die Frage, wie die neuen Züchtungsmethoden – oder: die neuen genomischen Techniken – in Zukunft aus der Sicht der EU geregelt werden sollten. Darüber muss ja noch verhandelt werden; dazu gibt es eine Vielzahl von Stellungnahmen.

Ganz grundsätzlich kann man auf jeden Fall sagen, dass die EU nach bisherigem Stand eine Aufteilung in eine Kategorie 1 und eine Kategorie 2 vornehmen möchte. Bei beiden Kategorien gibt es keine Veränderung des Erbmaterials durch andere Arten, also keine transgene Gentechnik, sondern es wird immer nur innerhalb der einzelnen Art oder bei miteinander kreuzbaren Arten etwas mit modernen Züchtungsmethoden verändert bzw. moduliert.

Das wird grundsätzlich als Fortschritt angesehen, weil es keine Nachweismethoden gibt gegenüber der herkömmlichen Züchtungsmethode durch Mutagenese, sprich: durch das, was von Natur aus geschehen würde, wegen der höheren UV-Strahlung in höheren Berglagen aber schneller als im niedersächsischen Flachland. All diese Dinge verändern das Genom und können nicht nachgewiesen werden – anders als bei der klassischen Gentechnik.

Damit ist man beim Nachweisproblem. Deswegen hat man beschlossen, den Vorschlag so zu fassen, dass die neuen Züchtungsmethoden, die sich sozusagen damit befassen, dass etwas so verändert wird, wie es von Natur aus auch vorkommen könnte, nicht mehr unter die Gentechnikauflagen fallen – was gegebenenfalls sogar Anbauverbote zur Folge hätte –, die bisherige Regelung also zu liberalisieren.

Dieses Vorhaben wird insgesamt begrüßt, sowohl von der deutschen als auch von der europäischen Züchterschaft, weil es natürlich bedeutet, dass man Dinge, die man sonst in einem sehr viel mühsameren und weniger zielgerichteten Prozess über viele Jahre hinweg machen müsste, deutlich verkürzen könnte. Es ginge also schneller und verlief zielgerichteter. Es wäre aber nicht zwangsläufig etwas anderes als das, was entweder von Natur aus oder durch die herkömmlichen Mutagenese-Methoden erzielt werden könnte. Das wird als Fortschritt angesehen, weil wir eben alle merken, dass die Folgen des Klimawandels, die wir derzeit schon gewärtigen, uns doch einiges abfordert und eine Kulturpflanze fast 20 Jahre braucht, bis sie neu gezüchtet ist. Mit der Neuregelung gäbe es die Möglichkeit, dies deutlich zu beschleunigen.

Es wird davon ausgegangen, dass keine Risiken damit verbunden sind, weil das Ergebnis auch von Natur aus entstehen könnte.

Dr. Ralf Nolten (CDU): Herr Banner, Sie sind in gewisser Weise der Fühler in den Raum, insbesondere wenn es um das Erkennen von Sorten geht, die vielleicht noch gar nicht erfasst sind. Sie sind auch ein Stück weit der Fühler in die breite Bevölkerung hinein. Ich ziehe wirklich den Hut vor Ihrer Arbeit.

Ich selbst habe zwei Morgen Obsthang, alles Halbhochstamm, alte Sorten, unter anderem das Doppelte Aachener Hausäpfelchen. Die Biologische Station bat mich und so weiter; ich habe gesagt, okay, ich pflanze.

Dann habe ich gefragt: „Schmeckt denn der Apfel?“ Daraufhin kam die Aussage: „Das weiß ich nicht.“

Das heißt, ich pflege den Baum seit einigen Jahren und hoffe, dass der Apfel schmeckt. Ansonsten habe ich ein Problem, meinen Kindern darzulegen, warum sie diesen Baum tatsächlich pflegen und nicht eine andere Sorte dort anpflanzen sollten.

Wie schaffen Sie es, in Ihrem Kreis tatsächlich Nachwuchs zu rekrutieren? Dieser muss ja nicht zwingend aus der eigenen Familie kommen. Die Äpfel sind an sich toll, haben aber für den einen oder anderen ein bisschen zu viel Säure, weshalb die Kinder nicht immer begeistert sind. Wie schafft man es? Wie hält man Ihre Initiativen am Laufen?

Hans-Joachim Banner (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Wie hält man die Initiativen am Laufen? Das ist wirklich eine schwere Frage. – Ich selbst habe einen kleinen Obstbetrieb und vermarkte 250 bis 300 verschiedene Apfelsorten über den Hofladen. Ich habe die Kunden. Die habe ich mir sozusagen erzogen oder sie sind zu mir gekommen.

Ich sehe, dass ein gewisser Markt da ist. Natürlich ist es ein Nischenmarkt; es sind nur bestimmte Leute. Einige Leute, insbesondere die Apfelallergiker, sind aber sogar auf uns angewiesen, weil sie nur alte Sorten essen können. Es ist sozusagen der Kollateralschaden der modernen Apfelmzüchtung, dass die Äpfel für manche Leute nicht mehr essbar sind. Dann denken diese Leute, sie könnten gar keinen Apfel mehr essen. Wir bringen ihnen bei, dass sie doch noch Äpfel essen können. Sie sind glücklich! Wir machen mit unserer Arbeit tatsächlich viele Leute glücklich.

Es ist ein Nischenmarkt; das ist völlig klar. Wir wissen heute noch nicht, wo es letztlich hingehet und wie viele Leute man begeistern kann. Wo es hingehet, kann ich heute noch nicht sagen; das weiß ich genauso wenig wie Sie.

Ich sage es noch einmal: Wir müssten eigentlich bei den Kindern anfangen. Das Thema sollte auch in die Ausbildung integriert werden. Wir bieten Seminare für Sortenkenntnis an. Bei uns kann man alles Mögliche lernen.

Was mich dabei auch motiviert, ist, dass ich sehe: Wir brauchen diese Dinge. Zu den gentechnischen Verfahren, das heißt zu den Möglichkeiten und der Genauigkeit, ist schon etwas gesagt worden. Wir wissen aus dem Apfelbereich, dass die Züchter in den letzten 50 Jahren auch schon auf das Genom geschaut und gesagt haben: Wir brauchen ein bestimmtes Gen aus dem Wildapfel. – Das hat man dann eingezüchtet. Damit wurde eine Schorfresistenz kreiert. Diese ist seit zehn Jahren im Raum, und nach zehn Jahren bricht sie im Freiland zusammen; sie funktioniert überhaupt nicht mehr.

Ich möchte es noch einmal betonen: Es ist mit hoher Genauigkeit gezüchtet, das heißt ein bestimmtes Gen eingeschleust worden. Am Ende, nach fünfzig Jahren, stellen wir fest: Dieser ganze Züchtungszug ist an die Wand gefahren. Wir müssen also wieder neu anfangen.

Jetzt könnte man noch ein zweites oder ein drittes Gen nehmen. Wir aber schlagen vor, die ganze Pflanze anzuschauen und auf alte Sorten zu schauen – so, wie die Züchter es vor hundert Jahren machten. Wir nehmen eine ganz gesunde Pflanze und eine, die gut schmeckt. Diese kreuzen wir.

Damit kommen wir zwar langsamer weiter – das ist richtig –, aber vielleicht kommen wir am Ende nachhaltiger weiter. Zudem können wir vielleicht den Kollateralschaden vermeiden, dass die Sorte für Allergiker nicht verträglich ist. Die Allergiker sind im Moment unsere Bündnispartner, ebenso alle Menschen, die saure, herbe oder mürbe

Äpfel mögen – also alle, die das, was heute der Standard ist, nicht mögen. Hier wurde ein Standard gesetzt, und in aller Welt machen alle Züchter das Gleiche. Die Äpfel schmecken gleich, weil sie alle aus einer Familie sind. Wir dagegen können alle Menschen begeistern, die gern ihre Geschmacksnerven trainieren.

Dr. Gregor Kaiser (GRÜNE): Ich habe eine Frage an Herrn Professor Backes. Zu Beginn ist von Herrn Dr. Gömann darauf hingewiesen worden, zumindest habe ich es so verstanden, dass alte Sorten auch mit Schwierigkeiten verbunden seien; sie hätten einen höheren Krankheitsdruck und lieferten geringere Erträge. Wie beurteilen Sie das, auch vor dem Hintergrund der agrarökologischen Forschung, die Sie betreiben? Inwiefern haben ältere Sorten diese Schwierigkeiten? Welche Potenziale haben sie auch, unter den aktuellen Gegebenheiten wirksamer zur agrarischen Produktion beizutragen?

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): Zum einen ist es so, dass „alte Sorte“ nicht gleich „alte Sorte“ ist. Bei den Äpfeln verhält es sich ähnlich: Einige sind sehr gut und weisen vielleicht Eigenschaften auf, die in der Züchtung irgendwann interessant sein könnten. Das könnte zum Beispiel eine Resistenz sein, die nicht so leicht durchbrochen werden kann. Auch die Trockenheitstoleranz wird wichtiger, ebenso die Toleranz gegenüber starker Sonneneinstrahlung. All diese Eigenschaften sind interessant, werden aber von dem modernen Sortenspektrum nicht unbedingt abgedeckt. Es gibt also ältere Sorten, die bestimmte Resistenzen haben; aber es gibt auch ältere Sorten, die bestimmte Resistenzen nicht haben.

Was in den modernen Sorten häufig vorhanden ist – weil züchterisch einfacher zu behandeln –, sind Resistenzen, die von einzelnen Genen ausgehen und die entweder gar nicht wirken oder vollständig. Entweder ist die Pflanze also anfällig, oder sie ist resistent.

Was in älteren Sorten oft vorhanden ist, sind Resistenzen, die etwas milder wirken, das heißt, die Krankheit wird auf unterschiedliche Art und Weise reduziert. Die einfachen Resistenzen, die häufig monogenisch sind – und die häufig das Ziel dieser genomischen Bemühungen sind –, können von dem Erreger relativ einfach durchbrochen werden. Die anderen, etwas mildereren Resistenzen sind von den Erregern sehr viel schwieriger zu durchbrechen. Damit sind sie gerade für die ökologische Landwirtschaft interessanter.

Auch hier ist es also so, dass wir gern auf die alten oder traditionellen Sorten als Ressourcen zurückgreifen. Wir schauen, was in diesen Sorten vorhanden ist, weil die moderne Züchtung, jedenfalls in der letzten Zeit, sehr stark auf diese einfachen, qualitativen Resistenzen zurückgreift.

Julia Kahle-Hausmann (SPD): Von Herrn Bannier haben wir gehört, dass er sich Veränderungen im Saatgutrecht wünscht. In der Stellungnahme des Saatbauverbandes lesen wir, dass dieser die beiden Grundsäulen des EU-Saatgutrechts gern beibehalten will. Jetzt frage ich Herrn Pfülb und Herrn Dr. Gömann, ob es Ihrerseits Wünsche oder Erwartungen an eine Veränderung des Saatgutrechts, etwa im Zuge der Agrarökonomie, gibt.

Ausschuss für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz,
Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume
23. Sitzung (öffentlich)

18.09.2023

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Vor über zehn Jahren ist schon einmal versucht worden, die bestehenden zwölf Richtlinien, die für die verschiedenen Pflanzenarten usw. gedacht sind, zu erneuern. Die älteste Richtlinie ist aus den Sechzigerjahren und entspricht nicht mehr ganz dem, was heute Stand der Technik bzw. Stand der Nutzung ist.

Den jetzigen Anlauf begleiten wir mit hoher Intensität. Deutschland – oder: unser Bundeslandwirtschaftsministerium – ist nicht bei den neuen Züchtungsmethoden, aber bei der Saatgutordnung in Brüssel mit am Verhandlungstisch.

Wir haben zu dem Entwurf, der über 87 Seiten lang ist, Stellung genommen und ihn allen Verbänden und allen Länderdienststellen zugeleitet. Das ist seit zwei Monaten sozusagen im Fluss.

Die Stellungnahme an die EU wurde vor knapp zwei Wochen abgegeben. Wir stehen trotz unserer eigenen Einstellung – wir sagen, dass es neu bzw. besser geregelt werden müsste – vor dem Problem, dass eine Neuregelung unglaublich schwierig ist. Wir sind bis Artikel 20 von über 80 Artikeln gekommen. Wir sind der Meinung, dass diese Dinge im Moment viel zu vage und nicht präzise formuliert sind. Das ist ein riesiges Problem, weil es einfach Mammutwerke sind.

Wir haben konstruktive Vorschläge zur Verbesserung vorgelegt und hoffen alle, dass wir es wieder aufs Gleis bringen. Aber es hat wenig Sinn, wenn die Verordnung nach drei Jahren gültig sein soll und dann nur mit delegierten Rechtsakten vervollständigt wird, die dann erst alle noch diskutiert werden müssen. Es muss vorher klar sein, was nachher auf uns zukommt. Das ist das eigentliche Problem.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Herr Gömann, Sie haben noch anderthalb Minuten.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Ich habe aber keine Ergänzung vorzunehmen.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Okay, ich danke Ihnen sehr. – Damit schließe ich die dritte Fragerunde und eröffne die vierte. Herr Schalley, Sie haben das Wort.

Zacharias Schalley (AfD): Ich habe noch eine Frage an Herrn Professor Backes. Sie sind im Rahmen Ihrer universitären Tätigkeit auch für den Bereich Agrobiodiversität zuständig. Vielleicht können Sie vor diesem Hintergrund die tatsächlichen Erhaltungsmethoden erläutern – ex-situ, in-situ – und darlegen, inwiefern welche Methode vorteilhafter ist oder welche Nachteile jeweils bestehen.

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): Ex-situ-Methoden sind solche, die außerhalb des eigentlichen Lebensraums der Pflanze angewendet werden, auch in den heute schon mehrfach erwähnten Genbanken. Das wären typische Ex-situ-Erhaltungsmaßnahmen. Weitere finden in Botanischen Gärten statt.

In-situ-Maßnahmen, bei Kulturpflanzen meist als „on-farm“ bezeichnet, finden durch Landwirte oder Privatleute, die sich dafür interessieren, im natürlichen Lebensraum der Pflanze statt.

Beide Methoden haben ihre Berechtigung, beide sind relevant; im besten Fall ergänzen sie sich, und die Akteure arbeiten gut zusammen.

Die Ex-situ-Konservierung ist eine statische, das heißt, hierbei wird Wert darauf gelegt, dass alles so bleibt, wie es ist. Das, was man einlagert, soll auch nach zehn Jahren noch genauso vorhanden sein.

Bei der In-situ-Konservierung sind – im Gegensatz zur Ex-situ-Konservierung – zum Beispiel Anpassungen an Klimaveränderungen beobachtbar. Andererseits ist die In-situ- bzw. On-farm-Konservierung gefährdeter. So kann ein Obstgarten zu einem Quarantänefall werden; der Bestand muss dann möglicherweise vernichtet werden. Dann ist es gut, wenn irgendwo noch etwas verfügbar ist.

Das sind die Faktoren, die bei beiden Methoden eine Rolle spielen.

Was im In-situ-Bereich auch eine Rolle spielt, ist, dass man hier möglichst zu einer Verwendung kommen sollte. Um einen Landwirt oder einen Gärtner dafür zu interessieren, etwas in situ zu konservieren, ist es wichtig, Absatzmöglichkeiten zu eröffnen. Das kann an einem Point-of-Sale, also in einem Geschäft, sein. Wichtig ist die entsprechende Information. Jugendliche und sogar schon Kinder im Kindergarten sollten an das Thema herangeführt werden. Ein gutes Beispiel ist der Umgang mit Kartoffeln. Schon Kindergartenkinder erfahren, dass sich die Kartoffelsorten sowohl im Aussehen als auch im Geschmack zum Teil stark unterscheiden.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Die FDP? – Nein. Die CDU? – Herr Dr. Nolten, bitte.

Dr. Ralf Nolten (CDU): Jetzt hätte ich eine Frage an Herrn Gömann. Wir haben soeben über samenfeste Sorten usw. gesprochen. Dann ging es ein bisschen auf die Hybride; diese wurden jedenfalls nicht richtig gewürdigt. Der Heterosiseffekt, so habe ich es zumindest im Studium gelernt, hat für den Anbau einen gewissen Vorteil. Vielleicht können Sie einmal darlegen, wie man das trennt, das heißt auf der einen Seite die genetischen Ressourcen zu erhalten und auf der anderen Seite für den Anbau draußen optimale Empfehlungen zu geben.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Mit dem Heterosiseffekt sprechen Sie natürlich einen wichtigen Punkt an. Manche Pflanzen sind besser darin, den Heterosiseffekt zu erzielen. Bei Mais ist das unbestritten so. Bei Gerste ist man auf dem Weg dorthin; mehrere Gerstensorten sind hybride Sorten. Beim Roggen ist das auch der Fall.

Diese Sorten haben ihre Leistungsfähigkeit. Dennoch stellen wir fest, dass die normalen Sorten, also diejenigen, die den Heterosiseffekt nicht ausnutzen, auch noch ihre

Anbaubedeutung haben. Beim Weizen haben wir noch nicht viele hybride Sorten; dort sind wir noch sehr auf dem klassischen Weg unterwegs.

Die Trennung zwischen den Linien- und den Hybridsorten findet natürlich bei den Züchtern statt, die das auch aus eigenem Interesse vornehmen. Das, was der Landwirt dann serviert bzw. angeboten bekommt, sind die Sorten, die wir wiederum in Landessortenversuchen prüfen. Er kann sich dann die für ihn wertvollste und am besten für seinen Betrieb passende Sorte aussuchen. Insofern ist das eine Arbeitsteilung. Das, was den Landwirten an Sorten angeboten wird, seien es nun hybride oder korn-echte, wird von den Pflanzenzüchtern gemacht.

Habe ich damit die Frage beantwortet?

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Ich sehe ein Nicken; vielen Dank. – Wir gehen weiter zu Herrn Rüße. Bitte sehr.

Norwich Rüße (GRÜNE): Ich hätte eine Frage an Herrn Professor Backes. Im Juni 2021 hat die Zukunftskommission Landwirtschaft festgestellt, dass die derzeitige Landwirtschaft erhebliche ökologische Probleme habe und dass ein Transformationsprozess notwendig sei. Wir haben Dürrephasen usw. erlebt. Da Züchtung etwas sehr Langfristiges ist, das heißt über Jahrzehnte läuft, würde mich interessieren, welche Weichenstellungen in der Züchtung Sie für notwendig halten. Muss sich also etwas verändern? Muss staatlicherseits unterstützt werden? Oder aber sind wir gut aufgestellt und passieren Veränderungen in der Züchtung von selbst, durch die Unternehmen?

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): Zum einen passieren Veränderungen durch die Züchtung selbst. Die Züchtung geht in der Umwelt, die sich ändert, vor, und die zehn Jahre Züchtung nehmen natürlich auch die Veränderungen in der Umwelt mit; das muss man auch betrachten.

Auf der anderen Seite gilt: Generelle Veränderungen, zum Beispiel stark erhöhte Temperaturen und weniger Wasser, sind problematisch. Hinzu kommt, dass durch die klimatischen Veränderungen die einzelnen Jahre weniger vorhersehbar werden. Der Landwirt, der im Vorjahr sein Feld bestellt, weiß noch nicht, wie die Bedingungen im nächsten Jahr sein werden. Es kann sehr trocken oder sehr nass werden. Diese und weitere Probleme können auftreten.

Eine Möglichkeit ist, alles mit einer Sorte abzudecken, das heißt mit einer Sorte, die alles kann. Das gibt es so aber eigentlich nicht; jeder Züchter wird Ihnen das sagen können.

Eine andere Möglichkeit ist, größere Diversität in der Sorte auf den Acker zu bringen. Das können bei Fremdbefruchtern, also Kulturarten, die immer eine andere Pflanze brauchen, die sie befruchtet, aber auch bei Selbstbefruchtern Populationssorten statt Hybridsorten sein, das heißt solche Sorten, die eine stärkere Diversität aufweisen. Im Rahmen der EU ist darauf hingewirkt worden, dass solche Sorten zu bevorzugen sind für die ökologische Landwirtschaft. Angesichts der klimatischen Veränderungen und

des immer weniger vorhersehbaren Wetters nimmt die Bedeutung der Diversität aber auch in der konventionellen Landwirtschaft zu, unter anderem deshalb, weil Bestände mit hoher Diversität auch eine höhere Krankheitsresistenz mitbringen.

Die praktische Aufgabe der Politik sehe ich darin, die Gesetzgebung für solche Sortentypen freundlicher zu gestalten.

René Schneider (SPD): Wir haben keine weiteren Fragen und bedanken uns ganz herzlich bei allen teilnehmenden Sachverständigen.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Vielen Dank. – Dann schaue ich zu Herrn Schalley und eröffne die fünfte Runde. Bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Ich habe noch eine Frage an Herrn Professor Backes. Wir haben gerade bei Obst und Gemüse in Deutschland einen relativ schlechten Selbstversorgungsgrad. Gleichzeitig steigt der Flächendruck auf die noch vorhandenen landwirtschaftlichen Nutzflächen. Inwiefern trägt die Politik durch die Subventionierung bestimmter Branchen eine Mitschuld daran, dass Agrobiodiversität und Selbstversorgung zurückgehen?

Prof. Dr. Gunter Backes (Universität Kassel [per Video zugeschaltet]): Es ist eine schwierige Frage, was hier die Rolle der Politik ist. In vielen Bereichen wäre eine höhere Selbstversorgung wünschenswert.

Es gab in der Vergangenheit Förderungstendenzen, die dazu geführt haben, dass in der Landwirtschaft eine starke Spezialisierung erfolgt ist, das heißt, dass einzelne Höfe eine Fruchtfolge mit sehr wenigen Gliedern bzw. Arten angebaut haben. Diese Tendenz wurde durch die Gemeinsame Agrarpolitik der EU gefördert. Deren jetzige Verfasstheit setzt wenig Anreize dafür, hier zu einer Diversifizierung zu kommen.

Inwieweit man jetzt einen Zusammenhang mit dem Selbstversorgungsgrad bei Obst und Gemüse herstellen kann, dazu fehlt mir ein bisschen die Phantasie. Aber es ist sicherlich so, dass hier eine Spezialisierung auf größeren Schlägen stattgefunden hat; man hätte durchaus andere Anreize setzen können.

Wenn wir Obst, Gemüse, Feldfrüchte und die Landwirtschaft allgemein betrachten, dann stellen wir fest, dass es sehr unterschiedliche Betriebe sind. Wir haben auf der einen Seite Gartenbaubetriebe und auf der anderen Seite landwirtschaftliche Betriebe. Kulturen wie Kohl, Karotten und Zwiebeln werden sowohl im gartenbaulichen als auch im landwirtschaftlichen Bereich angebaut. Da ist im Allgemeinen die Selbstversorgung vielleicht nicht so groß. Im Obstbereich ist sie zum Beispiel bei Birnen relativ schlecht, bei Äpfeln dagegen gut.

Zum Teil ist auch der Einfluss dessen, was von Privatleuten in ihren Gärten angebaut wird, erheblich. So ist in Deutschland bei Tomaten der Anteil, der aus Gärtnereien kommt, genauso groß wie der Anteil, der aus privaten Gärten stammt.

Bianca Winkelmann (CDU): Meine Frage geht an Herrn Pfülb und, wenn noch Zeit übrigbleibt, an Dr. Gömann. Wir haben vorhin schon über das Thema „neue Züchtungsmethoden“ gesprochen; darauf möchte ich zum Abschluss noch einmal zu sprechen kommen. Sind aus Ihrer Sicht die neuen Züchtungsmethoden ein geeignetes Mittel, die Ernährungssicherheit der Gegenwart und auch der Zukunft zu gewährleisten? Denn darum dreht es sich doch eigentlich, wenn wir über das Thema Landwirtschaft sprechen: Ernährungssicherheit für unsere Bevölkerung.

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Es ist auf jeden Fall so, dass die neuen Züchtungsmethoden dem Züchter mehr Möglichkeiten geben, etwas in kürzerer Zeit und zielgerichteter zu entwickeln. Man wird davon aber keine Wunder erwarten können. Konkret: Haben wir ein kaltes, feuchtes Frühjahr und danach acht Wochen lang Trockenheit und Hitze, wird es schwerlich irgendeine Sorte geben, die beides verträgt. Das wird nicht gelingen; das Verhalten der Sorte lässt sich dann nicht mehr ändern.

Ich erinnere auch an die Begrenzung für Kategorie 1; demnach darf man nur an 20 Stellen im Genom etwas ändern; mehr darf es nicht sein. Bei jedem Züchtungsgang von einem Jahr zum anderen, zum Beispiel bei Weizen, werden aber schon 20 und mehr Stellen verändert, nämlich durch ganz normale Kreuzungen bzw. das Miteinander-in-Verbindung-bringen. Auch alles, was zielgerichtet erfolgt, wird trotzdem irgendwann eine Veränderung auslösen, die den Fortschritt oder die relative Vorzüglichkeit schmälert.

Ich meine also, es ist ein gutes Instrument im Werkzeugkasten der Züchter, das zu großen Erfolgen führen wird. Dennoch muss man auf dem Boden bleiben. Es wird nicht rasant schnell gehen. Für bestimmte Witterungslagen, wie wir sie jüngst hatten, wird es auch nicht helfen.

Vielleicht noch ein großer Wermutstropfen: Diese neuen Züchtungsmethoden wären grundsätzlich patentfähig. Wenn hier keine Veränderung stattfindet, dann wird der Sortenschutz, der es dem Züchter eigentlich erlaubt, jederzeit eine moderne Sorte weiter zu züchten, auch von einem Wettbewerber, durch das Patent ausgehebelt. Das muss geändert werden, damit das Züchterprivileg weiterhin zum Zuge kommt. Sonst wird man das Problem bekommen, dass viele Züchterbetriebe die neuen Züchtungsmethoden anwenden, wegen der Vielzahl von Patenten weltweit aber ständig Gefahr laufen, gegen Patente zu verstoßen, oder sich mit demjenigen, der die Patente hält, einigen müssen. Diese Gefahr ist nicht geringzuschätzen. Das ist ein großes Problem, das auf der Patentseite auf jeden Fall gelöst werden muss.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Ich sehe es ähnlich wie Herr Pfülb. Es gibt im Wettlauf zwischen den Resistenzen bzw. deren Durchbrechung sicherlich hier und da einen Vorsprung. Was die Anpassung an den Klimawandel angeht, so werden aber auch die neuen Züchtungsmethoden nicht den riesengroßen Mehrwert bringen. Allein mit der Züchtung trockenresistenterer Sorten wird es nicht getan sein; man muss tatsächlich den kompletten Anbau sehen.

Professor Backes hat zu Recht gesagt, dass es eher darum gehen sollte, auf größere Diversität zu setzen, um den Betrieb risikoaverser bzw. risikogestreuter aufzustellen, statt darauf zu hoffen, durch eine neue Züchtungsmethode könne die eine beste Sorte, die für alle Umstände geeignet ist, gefunden werden. Das kann zwar passieren; aber man sollte nicht darauf setzen. Man ist besser beraten, wenn man den Betrieb durch andere, zum Beispiel agronomische, ackerbauliche Methoden diverser aufstellt.

Dr. Gregor Kaiser (GRÜNE): Ich würde die gleiche Frage – Beurteilung der neuen, gentechnischen Züchtungsmethoden – Herrn Bannier stellen und, da das Patentrecht schon angesprochen wurde, mit einem Schlenker dahin verbinden, inwiefern die Regularien der Sortenschutzgesetzgebung für die alten Sorten vorteilhaft oder nachteilig sind.

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Bei alten Sorten haben wir in der Regel weder Sortenschutz noch Patente. Der Sortenschutz ist ja noch ein relativ mildes Mittel, das den Züchter privilegiert, um seine Aufwendungen für die Züchtung wieder hereinzuholen. Der Sortenschutz ist also eigentlich nicht das besonders umstrittene Thema. Die Patente sind insoweit ein ganz anderes Kaliber, weil sie ja letztlich auch Züchtungen verhindern. Der Sortenschutz kann immerhin Züchtungen nicht verhindern. Das ist eher ein monetäres Problem, weil die Nutzer der Pflanze dann eine kleine Gebühr zahlen.

Zu der Frage nach der Gentechnik: Ich würde ein bisschen davor warnen, zu sehr auf das Genom zu schauen. Ich erinnere an das dramatische Beispiel beim Apfel: 50 Jahre lang wurde auf das Genom geschaut, aber nicht mehr die ganze Pflanze betrachtet. Man kaprizierte sich auf die Schorfresistenz und sagte: Wir brauchen das Gen aus dem Wildapfel. – Das hat man nicht mit Gentechnik, sondern noch mit Kreuzungszüchtungen, die mehrere Schritte erforderten, gemacht. Man hat dann immer geschaut: „Haben wir das Gen darin?“, und gemeint, man könne sich darauf verlassen. Im Grunde dachte man, es gelinge so wie bei einer Autoreparatur: Man fügt eine Schraube hinzu, und dann hält es wieder zusammen.

Das Leben ist aber offenbar sehr viel komplizierter, und wir durchschauen es nicht. Auch die Wissenschaftler durchschauen nicht alles. Sie können vielleicht gezielt etwas ändern; aber was dabei sozusagen nebenbei entsteht, das wissen sie auch nicht. Wir sollten uns nicht der Illusion hingeben, dass insoweit alles unter unserer Kontrolle sei.

Beim Apfel haben wir erlebt, dass immer auf das Schorfresistenz-Gen geschaut wurde. Die entsprechenden Züchtungen wurden empfohlen und sind alle auf dem Markt; ich nenne nur Topaz, Santana und Natyra. Nach wenigen Jahren bricht aber alles zusammen; die Äpfel bekommen wieder Schorf. Das ist ein regelrechter Schorfresistenzzusammenbruch. Die Äpfel werden also nicht ein bisschen krank und bekommen ein bisschen Schorf, sondern sie sind voller Schorf.

Zudem hat man, quasi als Kollateralschaden, eine weitere Krankheit hineingezüchtet, was aber zunächst nicht bemerkt wurde. Diese Krankheit nennt sich „Topaz-Spots“, weil der Topaz, diese tolle neue Züchtung, hauptbetroffen ist.

Die Obstbauern, die diese Sorte anbauen, müssen jetzt alle wieder das Spritzprogramm fahren. Man ist also nicht weitergekommen. Warum? Weil man den Blickwinkel verengt hat. Das ist die große Gefahr dabei. Anscheinend meinen einige, wir könnten mit einem Gen Trockenheitsresistenz herstellen und mit einem anderen Gen etwas anderes ermöglichen. Wir müssen vielmehr dafür sorgen, dass die Gesamtpflanze eine Vitalität aufweist; das müssen wir uns nach klassischer Art und Weise anschauen.

Ich kenne mich nicht mit Weizen aus. Aber beim Obst ist es so: Wir schauen uns die gesamte Pflanze an. – Bei vielen Sorten stellen wir fest, dass sie von keiner dieser Krankheiten befallen sind. Wenn wir nur auf einzelne Gene bzw. auf einzelne Krankheiten schauen, dann sehen wir nicht den komplexen Zusammenhang und erzielen durch die Züchtung nur kurzfristig Erfolge.

Herr Backes hat es schon gesagt: Die monogenen Resistenzen brechen zusammen, die polygenen nicht. Wir haben keine einzige alte Sorte, wo eine Resistenz zusammengebrochen wäre. Keine einzige! Auch die Züchtung von 1930 hat das nicht.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Vielen Dank. Damit schließe ich die fünfte Runde und schaue noch einmal zu den Kolleginnen und Kollegen. – Herr Schalley, bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Das wäre für mich jetzt die letzte Frage. Mit Erlaubnis der Vorsitzenden würde ich ein bisschen ausholen.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Bitte sehr.

Zacharias Schalley (AfD): Ich hatte privates Interesse daran, eine regionaltypische alte Sorte anzubauen. Bei mir – ich bin Niederrheiner – war es die Pusbas-Birne; sie wird dem einen oder anderen vielleicht etwas sagen. Dann habe ich mich an die Landwirtschaftskammer gewandt; dort konnte man mir nicht helfen, weil ich keinen Betrieb habe. Ich habe mich an die Biologische Station bei mir im Kreis gewandt; dort hat man gar nicht auf mich reagiert. Bei den Verbänden war es schwierig, überhaupt jemanden zu finden.

Daher meine Frage – vielleicht können sich Herr Bannier und Herr Dr. Gömann die Beantwortung aufteilen –: Was kann ich als Privatmann, der eine alte Sorte haben bzw. erhalten will, bekommen? Samen, Reiser oder vielleicht ein Bäumchen? Und: Wie einfach ist es eigentlich für den Otto Normalbürger – je nachdem, was er haben möchte –, so etwas zu bekommen?

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Wenn man heute seltene Sorten haben möchte, dann ist das natürlich schwierig. Diese sind nicht in Reiser Muttergärten und deshalb auch nicht im Standardsortiment von Baumschulen zu finden. Man muss also wirklich schauen, woher man Reiser bekommt. Im offiziellen Verkehr gibt es sie gar nicht.

Es gibt aber eine Broschüre, in der die von Ihnen genannte Sorte beschrieben ist und in der auch steht, wer Reiser hat. Das ist eine Biologische Station; ich glaube, es ist die in Neuss.

Zacharias Schalley (AfD): Die nicht reagiert hat.

Hans-Joachim Bannier (Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt): Die nicht reagiert hat? Das tut mir leid für Sie. Aber grundsätzlich können Sie dort Reiser bekommen.

Die Reiser Muttergärten haben einige dieser Sorten in ihr Sortiment aufgenommen. Aber dann wurden Virustestungen vorgenommen. In bestimmten Reisern ist ein Virus festgestellt worden, worauf es hieß: Das nehmen wir nicht in unseren Reiser Muttergarten auf.

Das kann ich aus deren Sicht verstehen; die wollen das nicht haben. Aber viele alte Sorten kümmert das Virus gar nicht; sie haben es zwar, leiden aber nicht darunter, sind also infiziert, aber nicht krank. Wir sehen, dass es alte Sorten gibt, die robust sind. Das ist für uns ein Argument für die alten Sorten. Wenn aber nachgewiesen wird, dass zum Beispiel Apfeltriebsucht vorliegt, dann dürfen wir keine offizielle Vermarktung vornehmen.

Unter der Hand, privat, darf man trotzdem Reiser weitergeben; die Bio-Station darf es auch. Ich hoffe, Sie bekommen sie dort noch.

Dr. Horst Gömann (Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen): Ich habe nicht versucht, als Privatperson aus Gatersleben alte Sorten zu bekommen, und weiß auch nicht, ob ich sie als Privatperson bekommen hätte. Wir haben als Landwirtschaftskammer angefragt und problemlos alle Sorten, die wir uns ausgesucht hatten, bekommen. Man muss darlegen, was man damit machen will. Es soll vermieden werden, dass daraus sofort ein Geschäftszweig wird; dann müsste man noch einmal mit Gatersleben Kontakt aufnehmen.

Aber grundsätzlich, so meine ich, müsste man auch als Privatperson aus der Genbank Gatersleben etwas bekommen. Das kann vielleicht Herr Pfülb aufklären. Wir haben, wie gesagt, immer als Landwirtschaftskammer angefragt; deswegen kenne ich den Prozess für Privatpersonen nicht.

Elmar Pfülb (Bundessortenamt): Auf jeden Fall kann eine Privatperson an die Genbanken herantreten. Aber es ist so, wie Herr Gömann schon ausgeführt hat: Man muss sich verpflichten, bestimmte Dinge einzuhalten.

Bei Gatersleben ist es auf jeden Fall so: Dort werden Samen vergeben, und man möchte Samen zurückbekommen. Ich glaube, es ist nach wie vor nicht möglich, dies durch eine Spende zu ersetzen. Dieser Umstand stellt eine Privatperson eventuell vor gewisse Herausforderungen; denn die Vermehrung ist nach gewissen Kriterien vorzunehmen, zum Beispiel getrennt abblühend bei einem Fremdbefruchter.

Ausschuss für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz,
Landwirtschaft, Forsten und ländliche Räume
23. Sitzung (öffentlich)

18.09.2023

Wenn Sie auf die Internetseite der Deutschen Genbank Obst gehen, können Sie dort Art und Sorte eingeben. Das müssen Sie einfach ausprobieren. Es gibt alte Sorten, zu denen vier, fünf Stellen aufgelistet werden, an die Sie sich wenden können, um dort, wenn auch vielleicht nicht sofort, weitere Informationen und einen Reiser zu bekommen. Den Reiser können Sie als Privatmann völlig problemlos beziehen; denn Sie sind nicht gewerblich tätig.

Vorsitzende Dr. Patricia Peill: Das war eine besondere Ausnahme: drei Experten für die Beantwortung einer Frage; aber das durfte die antragstellende Fraktion einmal.

Ich schaue in die Runde: Gibt es weitere Fragen? – Ich sehe überall zufriedene Gesichter.

Bevor ich die Anhörung schließe, danke ich nochmals allen Sachverständigen – auch Ihnen, Herr Professor Backes; über Video ist es nicht immer leicht, alles zu verstehen – für Ihre Mitwirkung und die Stellungnahmen. Wir werden uns im Ausschuss auf der Grundlage des Protokolls weiter damit beschäftigen. Ich wünsche Ihnen einen guten Heimweg.

An meine Kollegen der Hinweis: Wir sehen uns um 13:30 Uhr zur nächsten Sitzung wieder. Ich danke auch Ihnen.

Die Sitzung ist beendet.

gez. Dr. Patricia Peill
Vorsitzende

Anlage

26.09.2023/27.09.2023

Stand: 18.09.2023

Anhörung von Sachverständigen
des Ausschusses für Umwelt, Natur- und Verbraucherschutz, Landwirtschaft,
Forsten und ländliche Räume

**Unser Saatgut ist unser Kulturgut – Maßnahmen zum Schutz alter und seltener
Kultursorten in NRW jetzt ergreifen!**

Antrag der Fraktion der AfD, Drucksache 18/3643

am Montag, dem 18. September 2023,
10.00 bis (max.) 12.30 Uhr, Plenarsaal, Livestream

Tableau

eingeladen	Teilnehmer/-innen	Stellungnahme
Bundessortenamt Hannover	Elmar Pfülb	keine
Saatbauverband West e.V. Friedrichsdorf	keine Teilnahme	18/795
Dachverband Kulturpflanzen- und Nutztiervielfalt e. V. Bonn	Hans-Joachim Bannier	keine
Landwirtschaftskammer Nordrhein- Westfalen Münster	Dr. Horst Gömann	keine
Prof. Dr. Gunter Backes Universität Kassel Witzenhausen	Prof. Dr. Gunter Backes (Videozuschaltung)	18/815
Landkreistag Nordrhein-Westfalen Düsseldorf	keine Teilnahme	keine
Städte- und Gemeindebund Nordrhein- Westfalen Düsseldorf	keine Teilnahme	keine
Städtetag Nordrhein-Westfalen Köln	keine Teilnahme	keine

